

Ein Drama auf dem Kirchendach

Autor(en): **Widmer-Zimmerli, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1929-1930)**

Heft 24

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

betrieb. Wie hießen wohl die ersten Schweizer Bergbauern, die ihre Wohnstätte dort aufschlugen?

Sicher ist eines. Wenn du einmal der schönen Maderanertalfee ins Auge geschaut hast, so wie der Herrgott sie an einem Sonnentage

geschaffen, dann nimmt sie dich in ihren Bann, und immer wieder zieht es dich in ihr Reich, um ihre Schönheit zu bewundern, möge sie auch einmal in Nebelschleier gehüllt sein.

M. Meister.

Man lernt das Glück nur inselweise kennen.

Zuweilen fragen uns des Lebens Wogen
Ganz unversehens zu lichten Ufern hin;
Gern rasten wir, in ihren Bann gezogen,
Und möchten nimmer wieder weiterziehen.

Doch unerbittlich müssen wir uns trennen
Zu neuer Fahrt auf vorgeschriebner Bahn;
Man lernt das Glück nur inselweise kennen,
Und endlos scheint des Lebens Ozean.

Paul Kessler.

Ein Drama auf dem Kirchendach. *)

Von Hedwig Widmer-Zimmerli.

Allen Freunden der Tierwelt sei wahrheitsgetreu eine Storchengeschichte erzählt, die sich im Sommer 1911 auf dem Kirchendache eines aargauischen Dorfes zugetragen hat.

Etwas nach Mitte März war dort das sehnsüchtig erwartete Storchpaar zur allgemeinen Freude der Bevölkerung eingerückt und hatte begonnen, seine vier Jungen treu und gewissenhaft aufzuziehen. Schon hörte man sie froschähnlich quaken, wenn Vater oder Mutter die ersehnte Nahrung im Kropfe zutrug, sogar ein Köpfchen mit kurzem, schwarzem Schnabel sah man dann und wann sich neugierig über den Nestrand recken, um die Wunder der Welt zu erspähen, und schon mußte eines der Alten in Abwesenheit des andern schützend und bewahrend zu Hause bleiben, um ja einen Todessturz vom Dache herunter zu verhindern. Da — es war am Abend vor Auffahrt — stieß der mit Nahrung im Kropfe reichlich versehene Storchenvater in der Dämmerung an die Starkstromleitung außerhalb des Dorfes und erlitt so schwere Verletzungen, daß er trotz Pflege durch Menschenhand kurz danach einging. Die Mutter wartete in Abwesenheit des Vaters getreu der Kinder, verließ auch am andern Morgen das Nest pflichtgemäß nicht, spähte aus nach allen Richtungen nach dem ausbleibenden Gefährten und beschwichtigte die immer mehr nach Futter bettelnden Kinder, die sich ganz verzweiflungsvoll an ihren Schnabel hingen und sie mahnend am Gefieder und an den Weinen zupften.

Erst am Auffahrtstage gegen Abend stieß sie vom Neste, um Nahrung zu holen, fand aber bei

der Heimkehr eines der vier Jungen schon tot. Es war offenbar mangels an Nahrung und unter dem Einfluß der stehenden Sonne gestorben. Kurz entschlossen warf es die arme Mutter aus dem Neste in den Kirchhof hinter. Es hatte ungefähr die Größe eines Huhns und war noch ganz mit dichtem, weißem Flaume bedeckt, wie ein junger Raubvogel.

Nun kam für die Störchin eine anstrengende Zeit. Als treue Mutter sorgte sie mit unermüdblichem Fleiß für ihre Kleinen. Beim ersten Morgendämmererschein schon flog sie aus und kehrte so bald als möglich heim, um den gefüllten Kropf in Eile in die verlangenden Schnäbel zu entleeren; dann flog sie schleunigst wieder fort und holte eine neue Portion. So ging es den ganzen Tag über bis in die Nacht hinein, und wir eifrige Beobachter atmeten jedesmal erleichtert auf, wenn die treue, sorgende und aufopfernde Mutter glücklich zwischen den verhängnisvollen Drähten durch im Neste oben landete, um die letzte Tagesration auszuteilen; es geschah manchmal erst gegen die zehnte Abendstunde! Unter ihrer Pflege gediehen die Jungen denn auch zusehends, und es hatte allen Anschein, als ob die Storchenvaterin die drei Kleinen allein aufzuziehen imstande wäre.

Doch brach nach zweieinhalb Wochen ein heimatloses Räuberpaar ein und stürmte die ganze Nacht durch das Nest unter lautem Geklapper. Die geängstigte Mutter wehrte sich nach Kräften, mußte aber der Übermacht weichen, denn die Bösewichter gebrauchten ihre spitzen Schnäbel mit Gewandtheit, und wenn sie die hilf-

*) Aus dem Buch für das Schweizervolk: Heimathoden. Rober, C. F. Spittlers Verlag, Basel.

lose Störchin nach verzweifelter Gegenwehr weggetrieben hatten, machten sie sich über die Jungen her. Es wurde beobachtet, daß sie mit dem Schnabel auf diese loshackten und sie am Halse packten und schüttelten, um sie zu erwürgen. Morgens um 6 Uhr sah man auf dem Nestrande zwei Junge bewegungslos liegen, und das dritte wurde von den Strolchen bei leisester Bewegung so mißhandelt, daß es sich eiligst duckte. Die vertriebene Mutter mußte dem von Nachbardächern aus zusehen und wurde bei jedem Versuche, ihr Nest zurückzuerobern und den Jungen beizustehen, unter lautem Geclapper der kämpfenden Parteien zurückgeschlagen.

Um dritten Tage nach dem räuberischen Überfall gelang es der Mutter erstabends ein Viertel vor 11 Uhr noch aufs Nest zu fliegen und den unglücklichen Jungen — es waren noch zwei am Leben — etwas Nahrung zu bringen. Ihre Peiniger verabfolgten ihnen nicht das mindeste, trotzdem sie sich ihnen in der erbarmungswürdigsten Weise bettelnd an die Schnäbel hängten, wie sie es bei ihren Alten getan hatten. Statt der erhofften Nahrung gab's nur Schnabelhiebe. — Ein Jammer war es, solch schmachvoller Grausamkeit zuzusehen, und es fehlte auch nicht an Versuchen, die Eindringlinge zu verscheuchen und der geplagten Mutter zu helfen. Steinwürfe aufs Kirchendach hinauf verzagten sie bisweilen auf kurze Frist. Aber das half nur vorübergehend und hatte schließlich noch zur Folge, daß ein eifriger Werfer statt der Bösewichter ein Kirchenfenster traf. Abschließen wollte niemand die Räuber aus Furcht vor Strafe, da die Störche unter dem eidgenössischen Vogelschutz stehen.

Nun wurden am fünften Tage der Belagerung auf dem Kirchendache Reparaturen notwendig, und als man bei dieser Gelegenheit Einblick in das Storchennest nehmen konnte, sah man die unglücklichen Störchlein in bedauerenswertem Zustande, zusammengekauert neben dem dritten toten, ganz erschöpft vor Hunger, zerhackt und verlegt von ihren Peinigern. Sie waren am Sterben, und deshalb packte man sie in einen Sack und brachte sie herunter. Es war ein Jammer um die armen Geschöpfe, die unschuldig so viel leiden mußten. Eines der beiden lag bewegungslos auf der Seite, atmete aber noch schwach; das andere war gerade noch imstande, den Kopf zu heben, machte aber ebenfalls keine Fluchtversuche. Es wurde nun ein

Brei aus Brot, Milch, Ei und Rindermilch bereitet und davon den Tieren kaffeelöffelweise in den Schlund gestrichen, so weit hinunter, daß sie schlucken mußten. Diese Zwangsernährung, nach einer Stunde wiederholt, hatte günstigen Erfolg: beide Tiere hoben die Köpfe und blickten um sich, zuckten jedoch bei jeder Annäherung ängstlich zusammen, wie sie es vor ihren Feinden gewohnheitsmäßig getan hatten. Nach und nach fingen sie aber an, sich gegen diese künstliche Stopfung zu wehren, was ihren zurückkehrenden Kräften immer besser gelang; sie standen auf die Beine und versuchten in ihrer Kiste, wo sie untergebracht wurden, zu klappern. Das war ein Jubel. Nun wurde im Garten regelrecht ein Storchensparc eingerichtet, alle Mäuse- und Rattenfallen geladen, Regenwürmer aus der Erde gegraben, Fleischabfälle geholt, die Buben zum Froschfang instruiert, Schnecken präpariert usw. Nach der ersten Nacht in sicherer Obhut wurden zum Frühstück die besten Leckerbissen serviert: eine Maulwurfsgrille, eine Maus, Fleisch und Milchbrocken, und wie herrlich! statt des gewaltsamen Stopfens mit dem Löffel und Hinunterstreichens durch den Hals fingen die beiden tapfer an, „eigenschnäblig“ zuzugreifen und in kurzer Zeit eine tüchtige Portion zu verzehren. Also das ging, und damit waren die guten Tiere gerettet. Sie erhoben sich auf ihren spineldürren, noch zitterigen Beinen und fingen an herumzustelzen. Es zeigte sich da, daß bei dem kleineren Tier ein Flügel, wohl infolge der erlittenen Mißhandlungen, gelähmt war, er hing schlaff herunter. Diese Lähmung hat sich unter acht Tagen von selbst verloren, und der Flügel konnte wieder regelrecht angezogen und ausgebreitet werden. Auch andere kleine Verletzungen sind in der Zeit ausgeheilt. —

Überhaupt haben sich die Tiere während zehn Tagen menschlicher Obhut außerordentlich gut erholt. Sie sind bedeutend gewachsen und erstarkt und stehen an Größe den alten Störchen nicht mehr viel nach. Füße und Beine fangen an, sich zu röten, die langen Flügel werden oft zu Flugversuchen ausgebreitet, wobei es schon Momente des Schwebens in der Luft gibt. Das Gefieder ist dicht und glatt, weiß und an den Flügeln mit schwarzen Federn besetzt. Die dunkelgrauen Augen haben den traurig-verzweifelnden Ausdruck verloren und blicken mutig und unternehmungslustig drein. Mit dem Hühnerhunde, einem jungen, temperamentvollen

Tier, das sie durch Anbellen und Herumspringen amüsieren will, verstehen sie aber keinen Spaß. Besonders der größere, wahrscheinlich ein Männchen, erweist sich da als ritterlich und tapfer. Mit erhobenen und ausgebreiteten Flügeln, gesenktem Kopfe und zum Stoß bereitem Schnabel zieht er bei Annäherung des Hundes auf diesen los, fauchend, und seine Gefährtin, wohl eine Schwester, schützend, und der Hund nimmt angstvoll den Rückzug. Aber schon läßt er sich nicht mehr gar so sehr imponieren; durch Rennen und Bellen reizt er den Storch zu Angriffen, springt vor und läßt sich wieder in die Flucht schlagen, um dann plötzlich umzukehren und so seinen Angreifer zu erschrecken. Da sieht man höchst drollige und amüsante Bilder unter den Bäumen im grünen Gras, und es hat den Anschein, als geschehe nichts in böser Absicht, sondern sei der Anfang des friedlichen Sichaneinander-Gewöhnens. Auch den Menschen gegenüber findet eine Annäherung statt; an Stimme und Kleidung erkennen die Schützlinge ihre Beschützer; sie fliehen nicht mehr und nehmen ganz artig die dargereichten Würmer, Frösche, Blindschleichen, Mäuse usw. aus der Hand. Mit großer Gier verschlingen sie oft ganze Bündel Regenwürmer und noch lieber Frösche. Mit feinem Empfinden weisen die kleinen Störche dargereichte Kröten, Unken, Salamander und verdorbenes Fleisch zurück, und man merkt ihren Mienen ganz deutlich an, daß diese Kost durchaus nicht nach ihrem Geschmacke ist. Auch die leicht zu beschaffenden Weinberg- und roten Schnecken behagen ihnen nicht, sie bekommen durch deren Genuß zähen Speichelfluß, und die Exkremente werden so schleimig, daß sie kaum wegzuputzen sind. Die Schuljugend versorgt einstweilen die armen Waisen eifrig mit Leckerbissen, doch ist immer noch Zuschuß aus der Metzgerei in Form von Rutteln, Milz, Gefröse und Fleisch, besonders Rinderherzen, notwendig. Bei den gegenwärtig hohen Fleischpreisen ist man indessen genötigt, es auch mit andern Delikatessen zu versuchen. So werden Makkaroni gekocht und diese, wohl im Glauben, es seien Würmer, mit Heißhunger verschluckt, desgleichen Omelettestreifen. Der Glaube daran hat aber schon etwas nachgelassen, und aus der dargereichten Nahrung werden doch mit Vorzug die Fleischstücke herausgefischt.

Tagsüber halten sich die zwei Pfleglinge bei jedem Wetter im Garten auf, spazieren gravi-

tätisch herum, da und dort etwas aufspickend, oder stehen in Gedanken versunken auf einem Bein. Wenn sie müde sind oder der Abend anbricht, suchen sie aus freien Stücken ihre Kiste auf, lassen sich gerne hineinheben und ganz gehorsam aufs Heu hinabdrücken, wo sie wie brave Kinder bald den Kopf zum Schlafen neigen. Das Männchen bleibt aber sehr wachsam und reckt den Hals bei jedem nahenden Geräusch über die schlafende Schwester. Beide sind sehr reinlich und entleeren ihre Exkremente stets über ihre Kiste hinaus, so weit sie nur können.

Die Storchmutter ist seit der Rettung ihrer Kinder nie mehr gesehen worden; entweder hat sie den Ort des Schreckens verlassen oder — was wahrscheinlicher — sie ist von dem fremden Männchen getötet worden. Auch das Räuberpaar hat dann schließlich während des sorgenlosen Aufenthalts seiner Opfer im sicheren Garten die Gegend verlassen und ist nur in längeren Zwischenräumen wieder zu kurzen Inspektionen in das eroberte Nest zurückgekehrt. Bis anfangs Juli waren die beiden Pfleglinge ausgewachsen und verrieten um jene Zeit durch auffälliges Zusammenstecken der Köpfe, auffälliges Erspähen des blauen Himmels, Waschungen und Bäder in einem Wasserfaß und Flugübungen auf den Hügelchen des Gurkenbeetes, daß sie etwas im Schilde führten. Und richtig! Eines Abends flog das Männchen ganz kunstgerecht zwischen Bäumen und Hecken durch auf ein benachbartes Dach und hat die Schwester trotz ihrer sehnsüchtigen Blicke allein das Nachtlager in der Kiste auffuchen lassen. Die ganze Nacht durch stand es auf einem Beine auf dem fremden First, und als man ihm am Morgen ein saftiges Frühstück (Frosch) entgegenhielt, flog es elegant und sicher direkt vor die Füße und hat den ganzen Tag mit der Gespanin im Garten zugebracht. Jeden Abend nun, wenn die Sonne sich zu neigen begann und der Kropf voll war, nahm es denselben Weg aufs Dach hinauf. Auf einem kleinen Rundfluge aber begegnete ihm einmal das Mißgeschick, daß es neben dem First eines glatten Daches absetzte, haltlos über die Ziegel hinunterrutschte und mitten auf ein mit Gitterdraht bedecktes Hühnerhaus fiel. Die langen, dünnen Beine traten durch das Sieb und der Körper blieb oben. Das Tier suchte sich durch eifrigen Flügelschlag zu befreien, wurde aber erst wieder flott, als man ihm von unten die Füße aus dem verfänglichen Netze schob. Immerhin

tat das seiner Unternehmungslust keine Einbuße; binnen kurzem begeisterte sie auch die Schwester, doch diese fiel auf ihrem ersten Fluge in einen Erbsenacker und mußte von dort wie ein davongelaufenes Kind heimgeholt werden. Sie zapelte und wehrte sich mit Schnabel und Beinen dagegen und brachte ihrer Retterin zum Danke einen regelrechten Striemen über die Wange und etliche Kratzeffekte an den Armen bei, die jedoch gerne verziehen wurden. Nach und nach erlangte sie mehr Sicherheit, und so kam es, daß beide Störche täglich gegen Abend ihre Ausflüge unternahmen und am Morgen wieder von ihren Standorten zum bekannten Futterplatze herunterflogen.

An einem strahlenden Julitage wurde auf dem Platze hinter dem Schulhause, auf dem die Tiere regelmäßig nächtigten, das Jugendfest gefeiert. Zur gewohnten Stunde aber erschien auf dem First nur der eine der Störche, den andern brachten Kinder tot: ohne äußere Verletzungen lag er nach ihren Angaben im Felde unter der verhängnisvollen Starkstromleitung! Offenbar ein neues Opfer dieser modernen Erfindung!

Groß war die Betrübniß um den Verlust des allen so liebgewordenen Pfleglings, aber noch größer das Erbarmen mit dem verängstigten Überlebenden auf dem Schuldache, zu dessen Füßen gefeuert, musiziert, getanzt und geläutert wurde bis zur frühen Morgenstunde. Von all den Fröhlichen gedachte niemand des armen, verlassenen Tieres, das die ganze Nacht ruhelos nach seinem verlorenen Bruder Umschau hielt. Wog der Schmerz dieser unglücklichen Seele nicht die laute Festfreude zu seinen Füßen auf?



G. Tgler: Havana-Auslese.

Der verunglückte Storch wurde ausgestopft, — eine liebe Erinnerung allen, denen er mehr als bloßes Spielzeug war, und ein Wunder und eine Freude so vielen, die in ihrem Leben keinen Storch gesehen.

Mit doppelter Liebe wurde nun für den letzten Überlebenden der Unglücksfamilie gesorgt. Das arme Tier, das so sehnsüchtigen Blickes täglich den Himmel nach dem verschwundenen Kameraden absuchte, schloß sich auch durch große Zutraulichkeit mehr und mehr seinen Pflegern an; bei Gartenarbeiten hielt es sich stets in nächster Nähe auf — auf Rufen kam es einem alsbald entgegen, holte regelmäßig nach der Uhr sein

Fressen ab —, aber fangen ließ es sich nicht mehr. Ganz geschickt mußte es allen Nachstellungen auszuweichen und somit war ganz ausgeschlossen, es Liebhabern, welche sich für die Überwinterung meldeten, zuzustellen. Seine Freiheit wollte es als letztes Gut bewahren.

Nach und nach unternahm es weitere selbständige Flüge und lernte seine Nahrung selber suchen. Immer jedoch kehrte es auf den Abend zurück. Von einer Reise brachte man ihm Mitte August einige frische Fische, eine besondere Lieblingspeise, zumal in dem heißen, trockenen Sommer. Diese verschluckte es zum Abschiede, denn Tags darauf war es verschwunden. Leute sollen es noch während einiger Zeit in den Feldern um das Dorf herum beobachtet haben, aber heim kam es nie mehr.

Im Oktober brachte eine Zeitung die Notiz, daß sich auf dem Kapuzinerkloster in Sarnen ein Storch niedergelassen hätte, der wahrscheinlich den Anschluß an seine Kameraden verfehlt habe. Auf direkte Anfrage und die Bitte, das Tier wenn möglich einzufangen und zu pflegen, kam von dem Prior folgende Antwort: „Traglicher Storch befindet sich nicht bei uns, sondern er ist nur einmal auf unserem Kirchendache übernachtet. Derselbe befindet sich jetzt noch in Sarnen, hat aber seine Residenz anderswo aufgeschlagen. Er ist gestern Abend noch auf einer Matte in der Nähe von Sarnen gesehen worden. Hier im Kloster können wir ein solches Tier nicht beherber-

gen, weil der Platz fehlt. Wir haben nämlich hier nur ein ganz kleines Klösterlein ohne Stallung.“ Noch später traf aus Kerns von Bekannten die Meldung ein, der betreffende Storch in jener Gegend sei verunglückt!

War's unser Pflegling, der seine Freiheit lieber mit dem Leben bezahlte, als in Gefangenschaft zu wandern und dem Verhängnis trotz besten Willens und vieler Mühe von seiten seiner Beschützer nicht entinnen konnte? Es ist nicht sicher. Mit einem Erkennungszeichen wollte man das Tier seinen Kameraden nicht verdächtig machen.

Manch einer wird sich durch diese Storchentragödie wenig rühren lassen und am Ende gar höhnisch die Achseln zucken ob unsern erfolglosen Bemühungen. Schauen wir etwas tiefer! Die Tierwelt hat unter der Oberaufsicht, die der Mensch auf dem Erdball ausübt, schon bitter genug gelitten. Der Einblick in all ihre traurigen Schicksale muß Mitleid und Erbarmen erwecken, und niemand kann es unter seiner Würde halten, leidenden und verfolgten Tieren zu helfen wie kranken Menschen. Es ist auch ein Zeichen freiheitlicher und fortschrittlicher Gesinnung, wenn der Mensch als der Herr der Erde seine Mitgeschöpfe bettet und pflegt und nicht blind drauf los wütet, bis schließlich nur noch Ochsen und Kühe herumlaufen und die frechen Spazierer als alleinige Bewohner der Lüfte freischn.

Zuversicht.

Wir sind wie fallend Laub
Im Herbst. Vielleicht schon morgen
Ruhst unser Leib in kühler Gruft geborgen,
Dem Lichte fern — ein bischen Erdenstaub.

Wie wenig oder viel
Ihm hier zu wirken ward gegeben:
Er steigt hinauf, ein unerschöpflich Leben
Durchwandernd zu nur Gott bekanntem Ziel.

H. Thurow.

Ich bin voll Zuversicht,
Es werde nicht mein Geist mit eingeschlossen,
Der, nicht dem irdischen Gefühl entsprossen,
Die Hülle, die ihn fesseln will, zerbricht.

Der Storfelig.

Vor einem Jahre wanderte ich in den Vorfrühlings Tagen durch das feld- und walddreiche Tal meiner Heimat drunten im Zürcher Unterland. Durch die silbernen Stämme der Birken wehte noch der Dunst der nassen Frühlingzeit. Der Waldboden hatte sich noch nicht völlig begrünt, aber die Birken, diese zartesten und

doch mutigsten Bäume, kannten kein Zagen mehr; fröhlich und zuversichtlich ließen sie ihre grünen Schleierfahnen durch die noch kühlen Lüfte wehen, als wüßten sie, daß mit ihrem Grün der Frühling wirklich kommen muß.

Ich kam unter anderem auch durch den an stillem Berghang ganz nahe beim Walde gele-